



Leseprobe

Stephen King

Das Leben und das Schreiben

Memoiren

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 384

Erscheinungstermin: 08. Februar 2011

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

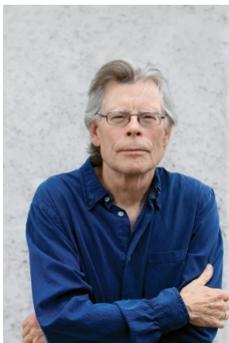
www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

„Ich schreibe so lange, wie der Leser davon überzeugt ist, in den Händen eines **erstklassigen Wahnsinnigen zu sein.**“ **Stephen King** Während der Genesung nach einem schweren Unfall schreibt Stephen King seine Memoiren – Leben und Schreiben sind eins. Ein unverzichtbarer Ratgeber für alle angehenden Schriftsteller und eine Fundgrube für alle, die mehr über den König des Horror-Genres erfahren wollen. Ein kluges und gleichzeitig packendes Buch über gelebte Literatur.»Eine Konfession.« *Frankfurter Allgemeine Zeitung*



Autor

Stephen King

Stephen King, 1947 in Portland, Maine, geboren, ist einer der erfolgreichsten amerikanischen Schriftsteller. Bislang haben sich seine Bücher weltweit über 400 Millionen Mal in mehr als 50 Sprachen verkauft. Für sein Werk bekam er zahlreiche Preise, darunter 2003 den Sonderpreis der National Book Foundation für sein Lebenswerk und 2015 mit dem Edgar Allan Poe Award den bedeutendsten kriminalliterarischen Preis für *Mr. Mercedes*. 2015 ehrte Präsident Barack Obama ihn zudem mit der National Medal of Arts. 2018 erhielt er den PEN America Literary Service Award für sein Wirken, gegen jedwede Art von Unterdrückung aufzubegehren und die hohen Werte der Humanität zu verteidigen.

DAS BUCH

Lange Zeit ist Stephen King, einer der meistgelesenen Schriftsteller unserer Zeit, mit der eigenen Biografie eher zurückhaltend umgegangen. In diesem Buch gibt er erstmals ausführlich Einblick in seine Lebensgeschichte und seinen Werdegang als Buchautor. King versenkt sich und seine Leser in das »neblige Land der Kindheit«, das viele seiner Romane inspiriert hat, und in die Ängste und Sehnsüchte des jungen Mannes, der sich am Rande einer reichen Gesellschaft durchkämpfen musste. Er schildert seine große Liebe zu seiner Frau Tabitha und die Nöte seiner kleinen Familie und erzählt von den ersten Schreibversuchen, dem plötzlichen Erfolg und dem schwierigen Umgang mit dem Ruhm. Und natürlich schreibt King auch über das Schreiben: was es für ihn bedeutet, wie seine Werke entstehen und welche Autoren und Ereignisse ihn und sein Werk geprägt haben.

DER AUTOR

Stephen King, 1947 in Portland, Maine, geboren, ist einer der erfolgreichsten amerikanischen Schriftsteller. Für sein Werk bekam er zahlreiche Preise, darunter 2003 den Sonderpreis der National Book Foundation für sein Lebenswerk. 2015 ehrte Präsident Barack Obama ihn mit der National Medal of Arts. 2018 erhielt er den PEN America Literary Service Award für sein Wirken, gegen jedwede Art von Unterdrückung aufzubegehren und die hohen Werte der Humanität zu verteidigen. Die großen Werke des Autors erscheinen im Heyne Verlag.

Die Originalausgabe
ON WRITING – A MEMOIR OF THE CRAFT
erschien bei Scribner, New York



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

8. Auflage

Neubearbeitete, vollständige Taschenbuchausgabe 03/2011

Copyright © 2000 by Stephen King

Copyright © 2000 der deutschen Übersetzung by Ullstein Verlag

Copyright © 2011 dieser Ausgabe by

Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Printed in Germany

Neubearbeitung: Corinna Wieja

Redaktion: Momo Evers

Umschlaggestaltung und Konzeption:

Hauptmann und Kompanie Werbeagentur, Zürich,
unter Verwendung einer Illustration von © Anja Filler

Satz: Schaber Datentechnik, Austria

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-43574-2

www.heyne.de

Ehrlichkeit kommt weiter.

MIGUEL DE CERVANTES

Die Wahrheit leidet Not.

SPRICHWORT

Inhaltsverzeichnis

Erstes Vorwort	9
Zweites Vorwort	13
Drittes Vorwort	15
Lebenslauf	17
Was Schreiben ist	127
Der Werkzeugkasten	133
Über das Schreiben	169
Über das Leben: Ein Nachtrag	309
Ein Nachtrag, Teil I: Geschlossene Tür, geöffnete Tür	333
Ein Nachtrag, Teil II: Eine Bücherliste	349
Nachtrag zum Nachtrag, Teil III	357
Anhang	363
Register	371

Erstes Vorwort

In den frühen Neunzigern (es kann 1992 gewesen sein, aber es ist schwer, sich zu erinnern, wenn man Spaß hat) stieß ich zu einer Rock-'n'-Roll-Band, die hauptsächlich aus Schriftstellern bestand. Die Idee zu den Rock Bottom Reminders hatte Kathi Kamen Goldmark, eine Publizistin und Musikerin aus San Francisco. Zu der Band gehörten Dave Barry an der Sologitarre, Ridley Pearson am Bass, Barbara Kingsolver an den Keyboards, Robert Fulghum an der Mandoline und ich an der Rhythmusgitarre. Außerdem hatten wir einen heißen Chor im Stil der Dixie Cups, der meistens aus Kathi, Tad Bartimus und Amy Tan bestand.

Die Band war als einmalige Sache geplant – wir wollten zwei Auftritte bei der American Booksellers Convention bestreiten, ein paar Lacher einstecken, drei oder vier Stunden lang unsere vertane Jugend aufleben lassen und danach wieder unserer eigenen Wege gehen.

Aber es kam anders, denn die Band löste sich nie ganz auf. Es machte uns viel zu viel Spaß, gemeinsam zu spielen. Und wir hörten uns ziemlich gut an mit den »eingeschmuggelten« Profis an Saxofon und Schlagzeug (anfangs war auch unser musikalischer Guru Al Kooper als Herz der Band dabei). Sie würden zahlen, um uns zu hören. Nicht so viel

wie für U2 oder E Street Band, aber vielleicht immerhin das, was die alten Hasen »roadhouse money« nennen. Wir gingen mit der Band auf Tournee, schrieben ein Buch darüber (und meine Frau machte die Fotos und tanzte, wann immer ihr danach war, was ziemlich oft vorkam). Auch heute spielen wir noch ab und zu, mal als The Remainders, mal als Raymond Burr's Legs. Die Besetzung kommt und geht – der Kolumnist Mitch Albom hat Barbara an den Keyboards abgelöst, und Al ist nicht mehr dabei, weil er sich nicht mit Kathi versteht –, aber den Kern aus Kathi, Amy, Ridley, Dave, Mitch Albom und mir gibt es immer noch. Dazu Josh Kelly am Schlagzeug und Erasmo Paolo am Saxofon.

Wir spielen, weil es uns Spaß macht, aber auch weil wir gern zusammen sind. Wir können einander gut leiden, und uns gefällt, dass die Band uns die Möglichkeit gibt, über unsere Arbeit zu reden, über unseren Alltagsjob, zu dem uns die Menschen immer wieder ermutigen. Wir sind Schriftsteller, aber wir fragen uns gegenseitig nie, woher wir unsere Ideen bekommen. Wir wissen, dass wir das nicht wissen.

Als wir eines Abends vor einem Auftritt in Miami Beach bei einem Chinesen aßen, fragte ich Amy, ob es eine Frage gebe, die ihr in der Diskussion, die beinahe jeder Lesung folgt, noch *nie* gestellt worden sei. Die eine Frage, die nie aufgeworfen wird, wenn man vor einer Menge ehrfürchtiger Fans steht und so tut, als stiege man nicht mit einem Bein nach dem anderen in seine Hose, so wie alle anderen auch. Amy hielt inne, dachte gründlich nach und sagte schließlich: »Es fragt nie einer nach der Sprache.«

Ich bin ihr für diese Antwort außerordentlich dankbar. Denn ich spielte damals schon seit über einem Jahr mit der Idee, ein kleines Buch über das Schreiben zu verfassen, zögerte aber,

weil ich meinen Beweggründen misstraute. *Warum* wollte ich von der Arbeit des Schriftstellers berichten? Wieso war ich der Ansicht, etwas Sinnvolles darüber zu sagen zu haben?

Die einfachste Antwort lautet, dass jemand, der so viele Romane verkauft hat wie ich, einfach *etwas* Lohnendes über das Schreiben zu sagen haben muss. Doch die einfachste Antwort ist nicht immer die richtige. Colonel Sanders von Kentucky Fried Chicken hat Unmengen von Hühnerschenkeln verkauft, aber ich bin mir nicht sicher, ob irgendjemand wissen will, wie er es gemacht hat. Wenn ich vermessen genug wäre, eine Anleitung zum Schreiben herauszugeben, müsste ich meiner Meinung nach einen besseren Grund als meinen großen Erfolg vorweisen können. Anders ausgedrückt, ich wollte kein auch noch so kurzes Buch wie dieses schreiben, bei dem ich mir hinterher wie ein literarischer Klugschwätzer oder aufgeblasener Dummkopf vorkomme. Von diesen Büchern (und diesen Autoren) gibt es schon genug auf dem Markt – danke.

Aber Amy hatte recht: Wir werden nie nach der Sprache gefragt. Die DeLillos, Updikes und Styrons werden darauf angesprochen, die Autoren der Unterhaltungsliteratur jedoch nicht. Aber auch wir profanen Kritiker machen uns auf unsere bescheidene Art Gedanken über die Sprache, auch wir verrichten unser Handwerk, die Kunst, Geschichten zu Papier zu bringen, mit Leidenschaft. Dieses Buch ist ein Versuch, kurz und bündig darzulegen, wie ich zu dieser Kunst kam, was ich inzwischen über sie weiß und wie sie gefertigt wird. Dieses Buch handelt von der alltäglichen Arbeit – von der Sprache.

Ich widme dieses Buch Amy Tan, die mir auf sehr schlichte, direkte Art sagte, dass ich es beruhigt schreiben kann.

Zweites Vorwort

Dies ist ein kurzes Buch, denn Bücher über das Schreiben sind voller Blödsinn. Belletristikautoren, ich eingeschlossen, haben keine große Ahnung davon, was sie eigentlich tun. Sie wissen nicht, warum etwas Gutes funktioniert und etwas Schlechtes nicht. Ich dachte mir: Je kürzer das Buch, desto weniger Blödsinn steht drin.

Die einzige Ausnahme von dieser Blödsinn-Regel ist *The Elements of Style* von William Strunk jr. und E. B. White. In diesem Buch ist wenig oder gar kein erkennbarer Blödsinn zu finden. (Es ist natürlich kurz; mit 85 Seiten sogar viel kürzer als dieses hier.) Ich möchte Ihnen ans Herz legen, dass jeder angehende Schriftsteller *The Elements of Style* lesen sollte. Regel Nr. 17 in dem Kapitel »Grundsätze des Textaufbaus« lautet: »Überflüssiges streichen«. Das will ich hier versuchen.

Drittes Vorwort

Ein Gesetz der Straße, das in diesem Buch sonst nicht so direkt formuliert wird, lautet: »Der Lektor hat immer recht«. Daraus folgt logischerweise, dass kein Autor alle Ratschläge seines Lektors* beherzigen wird, denn wir sind alle kleine Sünder und werden niemals die Perfektion eines Lektors erreichen. Anders ausgedrückt: Schreiben ist menschlich, Lektorieren ist göttlich. Chuck Verrill hat dieses Buch lektoriert, wie schon so viele Romane von mir. Und wie immer, Chuck, warst du göttlich.

– STEVE

* Hier und auch sonst nutzt King hin und wieder die Gender-Sprachregelung, in der deutschen Übersetzung steht jedoch die grammatikalisch männliche für die weibliche Form mit. (Anm. d. Red.)

LEBENS LAUF

Die Autobiografie von Mary Karr, *Der Club der Lügner* (Originaltitel: *The Liars' Club*), hat mich vollkommen überwältigt. Nicht nur die Grausamkeit, die Schönheit und Karrs meisterhafte Beherrschung der Muttersprache, sondern vor allem ihre *Totalität*. Diese Frau erinnert sich wirklich an *jedes Detail* aus ihrer Kindheit.

Bei mir ist das anders. Ich hatte eine turbulente Kindheit, heute hier – morgen da. Während meiner ersten Lebensjahre zog meine alleinerziehende Mutter ständig um. Einmal brachte sie meinen Bruder und mich, glaube ich, für eine Weile bei einer ihrer Schwestern unter, weil sie finanziell oder psychisch nicht in der Lage war, mit uns zurechtzukommen. Vielleicht war sie auch nur auf der Suche nach unserem Vater, der einen Stapel verschiedenster Rechnungen anhäuften und sich dann aus dem Staub machte, als ich zwei und mein Bruder David vier Jahre alt war. Wenn ja, dann hatte sie keinen Erfolg damit. Meine Mutter Nellie Ruth Pillsbury King war eine der ersten emanzipierten Frauen Amerikas, wenn auch nicht freiwillig.

Mary Karr schildert ihre Kindheit als fast lückenloses Panoramabild. Meine Jugend ähnelt eher einer vernebelten Landschaft, in der gelegentlich Erinnerungen wie verein-

zelte Bäume auftauchen ... diese Art von Bäumen, die aussehen, als wollten sie einen packen und fressen.

Es folgen nun einige dieser Erinnerungen, dazu ausgewählte Schnappschüsse aus den Tagen meiner Jugend und dem frühen Mannesalter, daran kann ich mich besser erinnern. Dies ist keine Autobiografie. Es ist eher eine Art *Lebenslauf*, mein Versuch, die Entwicklung zum Schriftsteller nachzuzeichnen. Kein Bericht darüber, was einen zum Schriftsteller *macht*, denn ich glaube nicht, dass man Menschen zu Autoren machen *kann*, weder durch äußere Einflüsse noch durch reine Willenskraft (früher war ich anderer Meinung). Das Zubehör befindet sich in der Originalverpackung. Und es ist ganz und gar kein ungewöhnliches Zubehör. Ich glaube, dass sehr viele Menschen zumindest etwas Talent zum Schreiben oder Erzählen besitzen und dass dieses Talent verfeinert und gefördert werden kann. Wäre ich davon nicht überzeugt, wäre es reine Zeitverschwendung, ein Buch wie dieses zu schreiben.

So war es bei mir – das ist alles. Ein unzusammenhängender Entwicklungsprozess, an dem Ehrgeiz, Wille, Glück und ein wenig Talent ihren Anteil hatten. Machen Sie sich nicht die Mühe, zwischen den Zeilen lesen zu wollen oder nach einer durchgängigen Linie zu suchen. Es gibt *nichts* Durchgängiges, nur Schnappschüsse, viele davon unscharf.

Zu meinen frühesten Erinnerungen gehört die Vorstellung, jemand anders zu sein, genauer gesagt, der Kraftmensch aus dem Zirkus der Ringling Brothers. Das war bei meiner Tante Ethelyn und meinem Onkel Oren in Durham, Maine. Meine Tante kann sich noch ziemlich gut daran erinnern. Sie meint, ich sei zweieinhalb oder vielleicht drei Jahre alt gewesen.

In einer Ecke der Garage hatte ich einen Hohlziegel aus Zement gefunden und es geschafft, ihn hochzuhieven. Langsam schleppte ich ihn über den glatten zementierten Garagenboden und stellte mir vor, dass ich ihn, gekleidet in einen Einteiler aus Pelz (wahrscheinlich Leopardenfell), durch eine Manege trug. Das Publikum hielt den Atem an. Ein greller blauweißer Scheinwerfer verfolgte meinen beachtlichen Weg. In den verblüfften Gesichtern stand geschrieben: Noch nie hatte jemand so ein unvorstellbar starkes Kind gesehen. »Und er ist erst *zwei* Jahre!«, stammelte jemand ungläubig.

Was ich nicht wusste: In der unteren Hälfte des Hohlziegels hatten sich Wespen ein kleines Nest gebaut. Eine von ihnen war vielleicht sauer über den unverlangten Umzug, sie flog heraus und stach mich ins Ohr. Der Schmerz war schrill wie eine bösartige Eingebung. Es war der schlimmste Schmerz, den ich in meinem kurzen Leben erlitten hatte, doch er hielt den Rekord nur wenige Sekunden. Ich vergaß die Wespe auf der Stelle, als ich den Hohlziegel auf meinen nackten Fuß fallen ließ und mir alle fünf Zehen quetschte. Ich weiß nicht mehr, ob ich zum Arzt gebracht wurde. Tante Ethelyn weiß es auch nicht mehr (Onkel Oren, dem der bösartige Hohlziegel mit Sicherheit gehörte, ist seit fast zwanzig Jahren tot), aber sie erinnert sich noch an den Stich, die

gequetschten Zehen und an meine Reaktion. »Du hast geschrien wie am Spieß, Stephen!«, sagte sie. »An dem Tag warst du auf jeden Fall gut bei Stimme.«

2

Ungefähr ein Jahr später zogen meine Mutter, mein Bruder und ich nach West De Pere, Wisconsin. Warum, weiß ich nicht. Eine andere Schwester meiner Mutter, Cal (eine ehemalige Schönheitskönigin des Women's Army Corps aus dem Zweiten Weltkrieg), wohnte mit ihrem geselligen, biertrinkenden Mann in Wisconsin; vielleicht wollte Mom in ihrer Nähe sein. Aber selbst wenn, kann ich mich nicht erinnern, die Weimers oft gesehen zu haben. Oder überhaupt *einen* von ihnen. Meine Mutter arbeitete, aber was genau sie machte, weiß ich nicht mehr. Fast hätte ich gesagt, sie arbeitete in einer Bäckerei, aber das war, glaube ich, erst später, als wir nach Connecticut zogen, in die Nähe ihrer Schwester Lois und *deren* Mann (bloß bekam Fred kein Bier, und mit der Geselligkeit war es auch nicht weit her; er war ein Typ mit Bürstenschnitt, der stolz darauf war, sein Cabrio mit *geschlossener* Verdeck zu fahren, Gott weiß, warum).

In der Zeit in Wisconsin hatten wir einen Babysitter nach dem anderen. Ich weiß nicht, ob sie aufhörten, weil David und ich solche Nervensägen waren, weil sie besser bezahlte Jobs fanden oder weil meine Mutter zu hohe Anforderungen an sie stellte, die sie nicht erfüllen wollten. Ich weiß nur, dass wir Babysitter in rauen Mengen verschlissen. Die Einzige, an die ich mich deutlich erinnern kann, ist Eula, vielleicht hieß sie auch Beulah. Sie war ein Teenager, fett wie

ein Walross, und lachte viel. Eula-Beulah hatte einen herrlichen Humor, das konnte ich schon mit vier Jahren erkennen, aber er war auch *gefährlich*: Hinter ihren ausgelassenen Heiterkeitsausbrüchen, bei denen sie Klapsche verteilt, ihr Hintern wackelte und sie den Kopf in den Nacken warf, schien immer ein potenzieller Donnerschlag zu lauern. Wenn ich die mit versteckter Kamera aufgenommenen Filme sehe, in denen echte Babysitter und Kindermädchen plötzlich sauer werden und die Kleinen verdreschen, muss ich immer an meine Zeit mit Eula-Beulah denken.

War sie zu meinem Bruder David genauso gemein wie zu mir? Keine Ahnung. Er kommt in meinen Erinnerungen an sie nicht vor. Außerdem wäre er den gefährlichen Winden des Hurrikans Eula-Beulah sowieso nicht so ausgesetzt gewesen wie ich, da er mit sechs Jahren bereits im ersten Schuljahr und daher den Großteil des Tages außerhalb der Kampfzone war.

Einmal war Eula-Beulah zum Beispiel am Telefon, lachte mit irgendjemandem und winkte mich zu sich. Sie schlang die Arme um mich, kitzelte mich, brachte mich zum Lachen und gab mir dann, immer noch lachend, eine so heftige Kopfnuss, dass ich hinfiel. Dann kitzelte sie mich mit ihren nackten Füßen, bis wir beide wieder lachten.

Eula-Beulah furzte oft, und zwar richtig laut und übel riechend. Manchmal, wenn sie von dieser Plage heimgesucht wurde, warf sie mich auf die Couch, drückte ihren Hintern im Wollrock auf mein Gesicht und legte los. »Peng!«, rief sie dann lustvoll. Es war, als stünde ich unter Sumpfgasbeschuss. Ich erinnere mich an die Dunkelheit, an das Gefühl zu ersticken ... und an das Lachen. Denn was passierte, war zwar irgendwie furchtbar, aber auch gleichzeitig irgendwie

lustig. In mancherlei Hinsicht bereitete mich Eula-Beulah auf die Literaturkritik vor. Wenn einem erst mal ein zwei Zentner schwerer Babysitter aufs Gesicht gefurzt und dabei lustvoll »Peng!« gerufen hat, kann einen die Wochenzeitung *Village Voice* nicht mehr arg schrecken.

Ich weiß nicht, was mit den anderen Babysittern passierte, aber Eula-Beulah wurde gefeuert. Und zwar wegen der Eier. Eines Morgens briet sie mir ein Ei zum Frühstück. Ich aß es und wollte noch eins. Eula-Beulah briet mir ein zweites Ei und fragte mich dann, ob ich noch ein drittes wolle. Sie hatte diesen Blick drauf, der besagte: »Du *wagst* es nicht, noch eins zu essen, Stevie.« Daher wollte ich noch eins haben. Und noch eins. Und so weiter. Nach dem siebten, glaube ich, hörte ich auf. Jedenfalls ist mir diese Zahl im Gedächtnis geblieben, und das recht deutlich. Vielleicht hatten wir auch keine Eier mehr. Vielleicht wollte ich auch keins mehr. Oder Eula-Beulah bekam es mit der Angst. Ich weiß es nicht mehr, aber wahrscheinlich war es ganz gut, dass das Spiel bei sieben aufhörte. Für einen Vierjährigen sind sieben Eier eine ganze Menge.

Eine Weile fühlte ich mich noch gut, und dann kotzte ich alles auf den Boden. Eula-Beulah lachte, gab mir eine Kopfnuss, steckte mich in den Wandschrank und schloss die Tür ab. Peng. Hätte sie mich im Badezimmer eingeschlossen, hätte sie ihren Job möglicherweise behalten. Das tat sie aber nicht. Mir machte es eigentlich gar nichts aus, im Wandschrank zu hocken. Es war zwar dunkel, doch es roch nach dem Coty-Parfüm meiner Mutter, und unter der Tür leuchtete tröstlich ein Lichtstreifen.

Ich krabbelte in die hinterste Ecke, Moms Mäntel und Kleider strichen mir über den Rücken. Dann fing ich an zu

rülpfen – lange, laute Rülpsen, die wie Feuer brannten. Ich kann mich nicht erinnern, dass mir richtig schlecht war, doch muss es so gewesen sein, denn als ich den Mund öffnete, um den nächsten beißenden Rülpsen zu tun, übergab ich mich ein zweites Mal. Auf die Schuhe meiner Mutter. Das war Eula-Beulahs Ende. Als meine Mutter an diesem Tag von der Arbeit nach Hause kam, schlief der Babysitter tief und fest auf der Couch, und Klein-Stevie war im Wandschrank eingeschlossen. Er schlief tief und fest, und in seinem Haar klebten halb verdaute Spiegeleier.

3

Unser Aufenthalt in West de Pere war weder lang noch erfolgreich. Wir wurden gewaltsam aus unserer Wohnung im dritten Stock vertrieben, nachdem ein Nachbar meinen sechsjährigen Bruder auf dem Dach hatte herumkraxeln sehen und die Polizei gerufen hatte. Ich weiß nicht, wo meine Mutter war, als das passierte. Auch nicht, wo der Babysitter der Woche war. Ich weiß nur, dass ich im Badezimmer barfuß auf dem Heizofen stand und gespannt beobachtete, ob mein Bruder vom Dach fiel oder es zurück ins Badezimmer schaffte. Er schaffte es. Heute, zur Jahrtausendwende, ist er fünfundfünfzig und lebt in New Hampshire.

Als ich fünf oder sechs war, fragte ich meine Mutter, ob sie schon mal jemanden sterben gesehen habe. Ja, antwortete sie, sie hätte einen Menschen sterben sehen und einen sterben hören. Ich fragte, wie man einen Menschen sterben hören könne, und sie erzählte mir, dass in den Zwanzigern ein Mädchen vor Prout's Neck ertrunken sei. Sie war an der Kabelleung vorbei nach draußen geschwommen, schaffte es nicht wieder zurück und schrie um Hilfe. Mehrere Männer versuchten, zu ihr herauszuschwimmen, doch die Strömung hatte an jenem Tag einen bösen Sog entwickelt, sodass sie zum Umkehren gezwungen wurden. Schließlich konnten die Touristen und die Einheimischen, darunter auch der Teenager, der später meine Mutter werden sollte, nichts anderes tun, als herumzustehen und auf ein Rettungsboot zu warten, das niemals kam. Sie hörten das Mädchen schreien, bis es keine Kraft mehr hatte und unterging. Die Leiche wurde oben in New Hampshire an Land gespült, erzählte meine Mutter. Ich fragte sie, wie alt das Mädchen gewesen sei. Mom meinte, sie war vierzehn. Dann las sie mir aus einem Comic vor und brachte mich ins Bett. An irgendeinem anderen Tag erzählte sie mir von dem Todesfall, den sie gesehen hatte: ein Matrose, der vom Dach des Graymore Hotels in Portland, Maine, gesprungen und auf der Straße gelandet war.

»Er war Matsch«, sagte meine Mutter in ihrem sachlichsten Tonfall. Sie machte eine Pause und fügte dann hinzu: »Das Zeug, das aus ihm herauskam, war grün. Das werde ich nie vergessen.«

Damit wären wir zwei, Mom.

Den größten Teil der neun Monate, die ich in der ersten Klasse hätte verbringen sollen, lag ich im Bett. Alles begann mit den Masern – das war noch vollkommen normal – und wurde dann immer schlimmer. Ständig aufs Neue litt ich an einer Krankheit, von der ich fälschlicherweise annahm, sie heiße »Tonnelitis«; ich lag im Bett, trank kaltes Wasser und stellte mir vor, mein Hals wäre aufgebläht wie eine Tonne (womit ich wahrscheinlich gar nicht so falschlag).

Irgendwann schlug die Krankheit auf die Ohren, und meine Mutter rief ein Taxi (sie selbst konnte nicht fahren) und brachte mich zu einem Arzt, der so ungemein wichtig war, dass er keine Hausbesuche machte – ein Ohrenspezialist. (Aus irgendeinem Grund dachte ich, so ein Arzt heiße »Otiologe«.) Mir war egal, ob er auf Ohren oder Arschlöcher spezialisiert war. Ich hatte 40 Grad Fieber, und wenn ich schluckte, flammte der Schmerz an meinem Gesicht auf wie die Lichter einer Musikbox.

Der Arzt sah mir in die Ohren, wobei er das linke (glaube ich) besonders gründlich untersuchte. Dann legte er mich auf seine Untersuchungsliege. »Heb mal kurz den Kopf, Stevie«, sagte die Arzthelferin und breitete ein großes Verbandstuch, möglicherweise war es auch eine Windel, unter meinem Kopf aus. Als ich mich wieder hinlegte, lag ich mit der Wange darauf. Ich hätte ahnen müssen, dass etwas faul war im Staate Dänemark. Wer weiß, vielleicht tat ich es ja.

Es roch scharf nach Alkohol. Mit einem klirrenden Geräusch öffnete der Ohrenarzt den Sterilisator. In seiner Hand erblickte ich eine Nadel, so lang wie das Lineal in meinem Griffelkasten, und wurde ganz steif. Der Ohrenarzt lächelte

aufmunternd und sprach die Worte, für die Ärzte postwendend in den Knast wandern sollten (mit verdoppelter Haftstrafe, wenn sie die Lüge einem Kind erzählen): »Keine Angst, Stevie, es tut nicht weh.« Ich glaubte ihm.

Er schob die Nadel in mein Ohr und durchstach das Trommelfell. Einen derartigen Schmerz habe ich seitdem nicht mehr gespürt. Das Einzige, was ihm nahekam, war der erste Monat nach meinem Unfall im Sommer 1999, als ich von einem Van angefahren wurde. Die Schmerzen waren nicht ganz so intensiv, dauerten dafür aber länger. Die Punktierung des Trommelfells überstieg alles bisher Gewesene. Ich schrie. In meinem Kopf gab es ein Geräusch wie einen laut schmatzenden Kuss. Heiße Flüssigkeit rann aus dem Ohr. Es war, als würde ich aus der falschen Öffnung weinen. Und ich weinte, weiß Gott, schon genug aus den richtigen Öffnungen. Ich hob das tränenüberströmte Gesicht und sah den Ohrenarzt und seine Helferin ungläubig an. Dann warf ich einen Blick auf das Tuch, mit dem die Schwester das obere Drittel des Untersuchungstisches abgedeckt hatte. Darauf war ein großer, nasser Fleck mit dünnen gelben Eiterfasern.

»Siehst du«, sagte der Doktor und klopfte mir auf die Schulter, »du bist sehr tapfer gewesen, Stevie. Und jetzt ist es vorbei.«

Eine Woche später rief meine Mutter wieder ein Taxi, wir fuhren erneut zum Ohrenarzt und wieder lag ich auf der Seite mit einem Mulltuch unter dem Kopf. Wieder roch es nach Alkohol – diesen Geruch verbinde ich, wie wohl viele Menschen, noch immer mit Schmerz, Krankheit und Angst – und dann kam der Arzt mit der langen Nadel. Wieder versicherte er mir, es täte nicht weh, und wieder glaubte ich

ihm ... nicht richtig, aber immerhin so sehr, dass ich ruhig blieb, als er mir die Nadel ins Ohr führte.

Es tat *doch* weh. Fast ebenso sehr wie beim ersten Mal. Auch das Knutschgeräusch in meinem Kopf war lauter. Es war, als küssten sich zwei Riesen (»so richtig mit Saugen und Zunge«, wie wir immer sagten). »Siehst du«, meinte die Arzthelferin, als es vorbei war und ich weinend in einer Pfütze wässrigen Eiters lag, »es tut nur ein bisschen weh, und du willst doch nicht taub werden, oder? Außerdem ist es ja jetzt vorbei.«

Gute fünf Tage glaubte ich ihr, dann stand das nächste Taxi vor der Tür. Wir fuhren zum Ohrenarzt. Ich weiß noch, dass der Taxifahrer meiner Mutter sagte, er würde anhalten und uns rausschmeißen, wenn sie das Kind nicht zum Schweigen brächte.

Wieder lag ich auf dem Untersuchungstisch mit der Windel unter dem Kopf, während meine Mutter mit einer Zeitschrift im Wartezimmer saß, auf die sie sich wahrscheinlich nicht konzentrieren konnte (jedenfalls möchte ich mir das so gern vorstellen). Wieder wehte der durchdringende Geruch von Alkohol durchs Zimmer, und der Arzt wandte sich mit einer Nadel zu mir um, die so lang war wie mein Lineal in der Schule. Wieder dieses Lächeln, dieses Näherkommen, die Versicherung, es würde *diesmal* nicht wehtun.

Seit diesen wiederholten Ohrbohrungen im Alter von sechs Jahren ist einer meiner festen Grundsätze im Leben: Legt mich einer rein, soll er sich schämen. Legt er mich zweimal rein, muss ich mich schämen. Legt er mich dreimal rein, müssen wir uns beide schämen. Als ich zum dritten Mal auf dem Tisch des Ohrenarztes lag, schlug ich um mich, strampelte, kämpfte und kreischte. Jedes Mal, wenn sich die

Nadel meinem Gesicht näherte, schlug ich sie fort. Schließlich rief die Schwester meine Mutter im Wartezimmer, und gemeinsam gelang es ihnen, mich so lange festzuhalten, dass der Arzt seine Nadel einführen konnte. Ich schrie so lange und so laut, dass ich es heute noch hören kann. Ich glaube sogar, dass dieser letzte Schrei noch immer in einem versteckten Winkel meines Kopfes widerhallt.

6

Nicht lange darauf, in einem düsteren, kalten Monat (es muss Januar oder Februar 1954 gewesen sein, wenn ich richtig gezählt habe), stand das Taxi wieder vor der Tür. Diesmal war der Spezialist kein Ohrenarzt, sondern ein Halsarzt. Und wieder saß meine Mutter im Wartezimmer, wieder hockte ich auf dem Untersuchungstisch, mit einer Krankenschwester in der Nähe, und wieder hing der beißende Geruch von Alkohol in der Luft. Dieser Geruch schafft es noch immer, meinen Herzschlag innerhalb von fünf Sekunden zu verdoppeln.

Diesmal jedoch passierte nicht mehr, als dass eine Art Abstrich von meinem Hals gemacht wurde. Es pikste und schmeckte fürchterlich, aber nach der langen Nadel des Ohrenarztes war das hier wie ein Spaziergang im Park. Der Halsarzt setzte sich eine interessante Vorrichtung auf den Kopf, die mit einem Halteriemen befestigt war. In der Mitte war ein Spiegel, aus dem ein helles, grelles Licht wie ein drittes Auge schien. Lange sah er mir in den Hals, wies mich an, den Mund so weit aufzureißen, bis meine Kieferknochen knackten. Aber weil er keine Nadeln in mich schob,

mochte ich ihn. Nach einer Weile durfte ich den Mund wieder schließen, und er ließ meine Mutter holen.

»Das Problem sind seine Mandeln«, sagte der Arzt. »Die sehen aus, als hätte eine Katze ihre Krallen daran gewetzt. Sie müssen raus.«

Irgendwann danach wurde ich unter sehr helle Lampen geschoben. Ein Mann mit einem weißen Mundschutz beugte sich über mich. Er stand am Kopfende des Tisches, auf dem ich lag (1953 und 1954 lag ich andauernd auf Tischen). Für meine Begriffe stand er auf dem Kopf.

»Stephen«, sagte er, »kannst du mich hören?«

Ich bejahte.

»Du musst jetzt ganz tief einatmen«, erklärte er. »Wenn du aufwachst, kannst du so viel Eis essen, wie du willst.«

Er drückte mir etwas aufs Gesicht. In meiner Erinnerung sieht es aus wie ein Außenbordmotor. Ich atmete tief ein, und alles wurde schwarz. Als ich aufwachte, durfte ich tatsächlich so viel Eis essen, wie ich wollte. Aber das war ein Witz, denn ich wollte gar keins. Mein Hals fühlte sich dick und geschwollen an. Aber es war besser als die alte Nummer mit der Nadel im Ohr. O ja. *Alles* wäre besser gewesen als die Nummer mit der Nadel im Ohr. Nehmt mir meinetwegen die Mandeln heraus, schraubt mir einen Vogelkäfig aus Stahl ans Bein, wenn es denn sein muss, aber Gott bewahre mich vor dem Otiologen.

In dem Jahr kam mein Bruder David in die vierte Klasse, und ich wurde ganz aus der Schule genommen. Ich hätte in der ersten Klasse zu viel verpasst, meinten meine Mutter und die Lehrer einhellig. Im Herbst sollte ich noch einmal von vorn anfangen, wenn meine Gesundheit es erlaubte.

Dieses Jahr verbrachte ich größtenteils im Bett oder ans Haus gefesselt. Ich las mich durch ungefähr sechs Tonnen Comics und machte weiter mit Tom Swift und Dave Dawson (ein heroischer Pilot aus dem Zweiten Weltkrieg, dessen verschiedene Flugzeuge sich immer ›in die Höhe empor-schraubten‹). Danach waren Jack Londons gruselige Tiergeschichten an der Reihe. Irgendwann fing ich an, selbst zu schreiben. Doch vor dem eigenen Schaffen stand das Imitieren. Den Comic *Combat Casey* pinnte ich Wort für Wort in meinen Blue-Horse-Block ab und fügte manchmal meine eigenen Schilderungen hinzu, wo es mir angebracht erschien. »Sie wurden in einem großen verflixten Farmhauszimmer* untergebracht«, schrieb ich zum Beispiel; ich brauchte noch ein oder zwei Jahre, bis ich lernte, dass *drat* (verflixt) und *draft* (Zugluft) unterschiedliche Wörter waren. Ich weiß noch, dass ich damals immer *details* (Einzelheiten) und *dentals* (Prothese) verwechselte und dachte, eine *bitch* (Miststück/Hündin) sei eine besonders große Frau. Ein *son of a*

* Einige der Wortspiele in diesem Buch klängen in der Übersetzung im besten Fall bemüht oder würden sich sehr weit vom Original entfernen. Der Werktreue wegen werden bei derartigen Stellen lediglich die deutschen Übersetzungen in Klammern angegeben. (Anm. d. Red.)

bitch (Hurensohn) musste daher prädestiniert für Basketball sein. Mit sechs Jahren befinden sich die meisten Bingo-Kugeln noch immer in der Lostrommel.

Irgendwann zeigte ich eins dieser abgeschriebenen Zwitterwesen meiner Mutter, die ganz entzückt war. Ich erinnere mich noch an ihr leicht verwundertes Lächeln, so als könnte sie gar nicht glauben, dass eins ihrer Kinder so begabt sei – genau genommen ein richtiges Wunderkind, du lieber Himmel. Diesen Ausdruck hatte ich noch nie auf ihrem Gesicht gesehen, wenigstens nicht als Reaktion auf meine Taten, und ich fand ihn herrlich.

Sie fragte mich, ob ich mir die Geschichte selbst ausgedacht hätte. Da musste ich zugeben, dass ich den Großteil aus einem Comic abgeschrieben hatte. Sie wirkte enttäuscht, und das dämpfte meine Freude ganz entscheidend. Schließlich gab sie mir den Block zurück. »Denk dir selbst eine Geschichte aus, Stevie«, sagte sie. »Diese Comics mit Combat Casey sind doch Schrott, da werden den Leuten immer nur die Zähne ausgeschlagen. Ich wette, du kannst das viel besser. Schreib eine eigene Geschichte.«

8

Ich weiß noch, dass ich bei dieser Aufforderung von dem Gefühl unendlicher *Möglichkeiten* überwältigt wurde, so als wäre ich in ein riesiges Gebäude mit Unmengen geschlossener Türen geführt worden und habe die Erlaubnis erhalten, jede davon zu öffnen, wenn ich wollte. Es waren mehr Türen, als ein Mensch im Laufe seines Lebens öffnen konnte, glaubte ich (und glaube es immer noch.)

Letztlich schrieb ich eine Geschichte über vier Zaubertiere, die in einem alten Auto herumfahren und kleinen Kindern helfen. Der Anführer war ein großer weißer Hase namens Mr. Rabbit Trick. Er durfte das Auto fahren. Die Geschichte war vier Seiten lang und mühsam mit Bleistift geschrieben. Soweit ich mich erinnern kann, kam darin niemand vor, der vom Dach des Graymore Hotels sprang. Als ich fertig war, gab ich sie meiner Mutter, die sich damit ins Wohnzimmer setzte, ihr Taschenbuch auf den Boden neben sich legte, und meine Geschichte in einem Schwung las. Ich merkte, dass sie ihr gefiel, denn sie lachte an allen richtigen Stellen, aber ich wusste nicht, ob sie mir damit nur eine Freude machen wollte, weil sie mich mochte, oder ob die Geschichte *wirklich* gut war.

»Und die hast du nicht abgeschrieben?«, fragte sie, als sie fertig war. Nein, antwortete ich, hätte ich nicht. Sie sagte, die Geschichte wäre so gut, dass sie in einem Buch stehen könnte. Keine andere Bemerkung, die jemand zu mir machte, hat mir seitdem ein größeres Glücksgefühl beschert als dieses Lob. Ich verfasste noch vier Geschichten über Mr. Rabbit Trick und seine Freunde. Für jede gab sie mir einen Vierteldollar und schickte sie an ihre vier Schwestern, die wohl ein bisschen mitleidig auf sie herabsahen. *Sie* waren alle immer noch verheiratet. Ihre Männer waren dageblieben. Es stimmte zwar, dass Onkel Fred nicht viel Sinn für Humor hatte und stur das Verdeck seines Autos geschlossen hielt; außerdem stimmte es, dass Onkel Oren ganz schön trank und dunkle Theorien darüber aufstellte, wie die Juden die Welt regierten, aber immerhin waren die Männer *da*. Ruth dagegen war mit dem Baby von Don sitzen gelassen worden. Jetzt wollte sie ihrer Familie wenigstens beweisen, dass das Baby begabt war.

Vier Geschichten. Für jede einen Vierteldollar. Das war der erste Dollar, den ich in diesem Geschäft machte.

9

Wir zogen nach Stratford, Connecticut. Ich kam in die zweite Klasse und verknallte mich Hals über Kopf in das hübsche, etwas ältere Mädchen von nebenan. Sie würdigte mich tagsüber keines Blickes, aber nachts, wenn ich im Bett lag und einschlief, flüchteten wir gemeinsam immer wieder vor der grausamen Welt. Meine neue Lehrerin war Mrs. Taylor, eine freundliche Frau mit hervorquellenden Augen und grauem Haar wie Elsa Lanchester in *FRANKENSTEINS BRAUT* (Originaltitel: *BRIDE OF FRANKENSTEIN*). »Wenn ich mich mit Mrs. Taylor unterhalte, will ich immer die Hände unter ihre Glupschaugen halten, falls sie herausfallen«, sagte meine Mutter.

Unsere neue Wohnung befand sich in der dritten Etage eines Hauses auf der West Broad Street. Einen Häuserblock weiter hügelabwärts, nicht weit entfernt von Teddy's Market und gegenüber von Burrets Building Materials, erstreckte sich ein weitläufiges, verwuchertes Gelände, das rückseitig von einem Schrottplatz begrenzt und in der Mitte von Eisenbahnschienen durchquert wurde. Dieses Stück Wildnis gehört zu den Orten, auf die ich in meiner Fantasie immer wieder zurückgreife. Es taucht hier und dort unter allen möglichen Bezeichnungen in meinen Büchern und Geschichten auf. Die Kinder in *Es* (Originaltitel: *It*) nennen es »die Barrens«, wir nannten es den Dschungel. Mein Bruder Dave und ich erkundeten das Gelände zum ersten Mal, kurz,

nachdem wir nach Stratford gezogen waren. Es war Sommer. Es war heiß. Es war herrlich. Schon waren wir tief in die grünen Geheimnisse dieses tollen neuen Spielplatzes vordringen, als ich ein dringendes menschliches Bedürfnis verspürte.

»Dave«, sagte ich, »bring mich nach Hause! Ich muss drücken!« (Dieser Ausdruck war uns zur Beschreibung dieser besonderen Körperfunktion beigebracht worden.)

David wollte nichts davon hören. »Mach's doch hier zwischen den Büschen«, antwortete er. Es hätte mindestens eine halbe Stunde gedauert, mit mir nach Hause zu gehen, und er hatte nicht die Absicht, sich so viel wertvolle Zeit stehlen zu lassen, nur weil sein kleiner Bruder einen Haufen machen musste.

»Das kann ich nicht!«, rief ich. Mir schauderte bei der Vorstellung. »Ich kann mich doch gar nicht abputzen!«

»Klar kannst du das«, gab Dave zurück. »Putz dich mit ein paar Blättern ab. So haben das die Cowboys und Indianer auch gemacht.«

Nun, zu dem Zeitpunkt war es wahrscheinlich eh zu spät, um es bis nach Hause zu schaffen. Ich glaube, mir blieb keine Wahl. Außerdem fand ich die Aussicht verlockend, wie ein Cowboy zu kacken. Ich tat so, als wäre ich Hopalong Cassidy, der sich mit gezücktem Gewehr ins Unterholz hockt. In so einer intimen Situation wollte man ja nicht böse überrascht werden. Ich erledigte mein Geschäft und vergaß auch nicht die von meinem älteren Bruder vorgeschlagene Säuberungsmethode. Sorgfältig wischte ich mir den Hintern mit einer großen Handvoll glänzender grüner Blätter ab. Später stellte sich heraus, dass es giftiger Efeu war.

Zwei Tage später war ich von den Kniekehlen bis hoch zu den Schulterblättern knallrot. Mein Penis blieb verschont, aber meine Hoden waren rot wie Bremslichter. Mir kam es so vor, als juckte mir der Hintern bis zum Brustkorb. Am schlimmsten aber war die Hand, mit der ich mich abgewischt hatte: Sie schwoll so stark an wie die Hand von Micky Mouse, nachdem Donald Duck mit einem Hammer draufgeschlagen hat. Wo die Finger aneinanderrieben, bildeten sich gigantische Blasen. Als sie aufplatzten, blieben tiefe Furchen im rohen rosa Fleisch zurück. Sechs Wochen lang saß ich in lauwarmen Stärkebädern und fühlte mich elend, gedemütigt und dumm. Durch die offene Tür konnte ich meine Mutter und meinen Bruder lachen hören, die in der Küche Peter Tripps Hitparade im Radio lauschten oder Mau-Mau spielten.

10

Dave war ein toller Bruder, bloß zu klug für einen Zehnjährigen. Sein Grips brachte ihn immer in Schwierigkeiten, und irgendwann (wahrscheinlich nachdem ich mir den Hintern mit giftigem Efeu abgewischt hatte) merkte er, dass es meistens möglich war, Bruder Stevie mit ins Boot zu ziehen, wenn Ärger ins Haus stand. Dave bat mich nie, die *ganze* Schuld für seinen oft brillanten Bockmist auf mich zu nehmen, denn er war weder ein Kriecher noch ein Feigling, doch bei mehr als einer Gelegenheit wurde ich gebeten, mir mit ihm die Schuld zu teilen. Deshalb bekamen wir wohl auch beide Ärger, als Dave den Bach staute, der durch den Dschungel floss, und dadurch den unteren Abschnitt der West Broad Street unter Wasser setzte. Die Verantwortung

gemeinsam tragen zu wollen, war auch der Grund, warum wir gemeinsam unser Leben aufs Spiel setzten, als wir Daves möglicherweise todbringendes Projekt in Naturwissenschaften durchführten.

Es muss wahrscheinlich 1958 gewesen sein. Ich ging zur Center Grammar Grundschule, Dave zur Stratford Junior High. Meine Mutter arbeitete in der Wäscherei von Stratford, wo sie die einzige weiße Frau unter den an den Wäschemangeln arbeitenden Beschäftigten war. Dort war sie auch und schob Bettlaken in die Mangel, als Dave sein Projekt für die naturwissenschaftliche Ausstellung aufbaute. Mein großer Bruder gehörte zu den Jungen, die sich nicht damit zufriedengaben, Diagramme von Fröschen auf Millimeterpapier zu zeichnen oder das Haus der Zukunft aus Tyco-Plastikbausteinen und angemalten Toilettenpapierrollen zu basteln. Dave griff immer nach den Sternen. Sein Projekt in dem Jahr hieß Daves Super-Duper-Elektromagnet. Mein Bruder hatte eine große Schwäche für Dinge, die super-duper waren und mit seinem Namen anfangen; letztere Vorliebe gipfelte in *Dave's Rag*, wozu wir noch kommen werden.

Das erste Experiment mit dem Super-Duper-Elektromagneten war allerdings gar nicht so super-duper. Vielleicht funktionierte es auch überhaupt nicht, das weiß ich nicht mehr genau. Die Idee dazu stammte aus einem *richtigen* Buch, war also nicht Daves Fantasie entsprungen. Die Idee lautete wie folgt: Man magnetisierte einen Nagel, indem man ihn an einem Magneten rieb. Die magnetische Aufladung des Nagels sei zwar nur schwach, stand im Buch, doch reiche sie aus, um ein paar Eisenspäne aufzuheben. Wenn man das probiert hatte, sollte man den Nagel mit Kupferdraht umwickeln und beide Enden des Drahtes an die Pole

einer Trockenbatterie halten. Dem Buch zufolge verstärkte der Strom den Magnetismus, sodass man viel mehr Eisen-späne anziehen konnte.

Dave jedoch wollte sich nicht mit einem Haufen dusseliger Metallspäne zufriedengeben; er wollte Autos, Güterwagen, wenn möglich sogar Transportflugzeuge der Armee anheben. Dave wollte den Saft andrehen und die Erde aus ihrer Umlaufbahn werfen.

Peng! Super!

Beim Bau des Super-Duper-Elektromagneten hatten wir die Aufgaben zwischen uns aufgeteilt. Dave war verantwortlich für die Konstruktion, ich sollte ihn testen. Klein Stevie King war Stratfords Antwort auf den Piloten Chuck Yeager, der als Erster die Schallmauer durchbrach.

Daves Version des Schulbuchexperiments übergang die lahme alte Batterie (die seiner Meinung nach sowieso schon leer war, als wir sie im Eisenwarenladen kauften) zugunsten des richtigen Stroms aus der Steckdose. Er schnitt das Kabel einer alten Lampe ab, die jemand mit dem Müll an die Straße gestellt hatte, trennte die gesamte Ummantelung bis zum Stecker ab und umwickelte den magnetisierten Nagel mit dem freigelegten Draht. Dann reichte er mir in der Küche unserer Wohnung in der West Broad Street den Super-Duper-Elektromagneten und bat mich, meines Amtes zu walten und ihn anzuschließen.

Ich zögerte (wenigstens das muss man mir zugutehalten), doch am Ende sprang Daves manische Begeisterung auf mich über. Ich steckte den Stecker in die Steckdose. Eine magnetische Aufladung war nicht festzustellen. Stattdessen gingen alle Lichter und elektrischen Geräte in unserer Wohnung, alle Lichter und elektrischen Geräte in unserem Haus

